

Suhrkamp-Archiv: Erlös fließt ins Verlagsprogramm

Der Suhrkamp Verlag hat den Verkauf seiner wertvollen Archive an das Deutsche Literaturarchiv als Investition in die Zukunft verteidigt.

Marbach/Frankfurt. „Kein Privatunternehmen kann ein derartiges Archiv aus eigener Kraft angemessen betreuen“, sagte die Suhrkamp-Verlegerin und Witwe des 2002 gestorbenen Verlagschefs Siegfried Unseld, Ulla Unseld-Berkéwicz, dem Nachrichtenmagazin „Spiegel“. Wie berichtet, gehen die Suhrkamp-Archive mit Manuskripten und Korrespondenzen berühmter Autoren wie Martin Walser, Hermann Hesse, Bertolt Brecht oder Ricarda Huch an das Deutsche Literaturarchiv in Marbach.

Die Gesamtkosten für Marbach sollen sich auf acht Millionen Euro belaufen. Unseld-Berkéwicz nannte keinen Kaufpreis, kündigte aber an, den Gewinn in den Verlag zu investieren. „Wir denken, jeder Profit muss sich dadurch rechtfertigen, dass dabei neue gute Bücher möglich werden. Wir bekommen Geld, mit dem wir Dinge finanzieren, die den Kulturstand mehr. In der Summe profitiert die lesende Öffentlichkeit. Sinnvoller lässt sich mit einem Erbe nicht umgehen“, sagte sie im Interview.

Der Suhrkamp Verlag zieht bekanntlich zum Jahreswechsel von Frankfurt nach Berlin. In den Medien hat es Spekulationen gegeben, das Unternehmen brauche Geld. Bisher hatte die Frankfurter Goe-



Ulla Unseld-Berkéwicz hat auch die finanzielle Zukunft des Suhrkamp Verlags im Blick.

the-Universität die Archive verwaltet, scheiterte nun aber mit einem Übernahmeangebot. Zur Begründung für den Zuschlag an Marbach sagte Unseld-Berkéwicz: „Die Adresse steht für bewusste Anstrengungen, die Zerstreung literarischen Erbes zu bekämpfen, weil man dort eben weiß, dass es sich bei diesem Erbe nicht um eines handelt, das man aufteilen, zuteilen kann. Marbach erschließt der Öffentlichkeit die Dimension dessen, was privater Reichtum war.“

Die Dokumente sollen zentral in Marbach gelagert werden und den Namen Siegfried-Unseld-Archiv tragen. Sie sollen noch in diesem Jahr nach Marbach gebracht und zügig erschlossen werden. dpa

Himmel und Hölle

Umjubelt: Stefan Herheim inszeniert den „Rosenkavalier“ in Stuttgart

Der Zuschauer ist schwer beschäftigt mit diesem „Rosenkavalier“: Stefan Herheims Inszenierung an der Staatsoper Stuttgart überwältigt mit einer Bilderflut und mit kluger Interpretation. Ein großer Abend.

JÜRGEN KANOLD

Stuttgart. Am Ende heult Pan, der musikalisch-wollüstige Hirtengott, Rotz und Wasser. Und stopft sich die Scherben der silbernen Rose in den Mund, bis er verblutet, als opferte er sich fürs junge Glück von Sophie und Octavian. „Ist ein Traum, kann nicht wirklich sein“, singen die beiden zur heilig-kostbaren Porzellanmusik des Richard Strauss. Aber viel zu schön ist das alles, um wahr zu sein in diesem „Rosenkavalier“, der großartigsten Untergangs-Operette aller Zeiten. Zeigt jedenfalls der Regisseur Stefan Herheim.

Im Sternenhimmel stehen Sophie und Octavian, die dreieinhalb Stunden Walzer-Kopulation entkommen sind und einem sie begehrenden Baron Ochs von Lerchenau, einem Trampeltier geifernder Lust, das schließlich wie eine Rakete funkenprühend vom Boden abfliegt. Die alte Feldmarschallin und der neureiche Herr von Final schauen jetzt in Logen sitzend zu, was mit dem gewesenen Liebhaber und der unschuldigen Tochter wird – wir alle wollen wissen, welche Zukunft die Liebe besitzt. Dann fahren Sophie und Octavian wie Statuen ins Erdreich. Und Pan ist auferstanden, hüpf wild herum, mit einem weißes Tuch winkend. Nach allen Klangfluten kecke Töne. Und Servus! Alles nur ein Traumspiel.

Der Zuschauer atmet dann auch durch, muss wieder zu sich kommen. Herheim, spätestens seit seinem Bayreuther „Parsifal“ bekannt als Regisseur tief reflektierter Bilderfluten, hat auch bei diesem „Rosenkavalier“ mit seinem Team (Bühne und Kostüme: Rebecca Ringst und Gesine Völlm) ganze Arbeit geleistet und nicht zuletzt den Apparat herausgefordert, bis er ächzt.

Unter dem Skelett eines Rokoko-Reifrocks sind auf manegenartigem Rund, zwischen Himmel und Hölle, alle Spielarten der Erotik zu erleben. Tierisch geht's zu: Final (Karl-Friedrich Dürr) ist ein aufblasener Gockel, der Notar ein Pudel, ein Vogel Strauß legt Eier, der Sänger (Bogdan Mihai) tritt als gefiederter Ritter auf. Großes Puppentheater. Den Satyrn baumelt riesig das Geschlecht am Körper. Nicht nur die Melancholie der Marschallin, die ihre Zeit ablaufen sieht, die



Spiel mit der Rokoko-Konvention (von links): Marina Prudenskaja (Octavian), Heinz Göhrig (Haushofmeister), Lars Woldt (Baron Ochs), Mojca Erdmann (Sophie) und Michaela Schneider (Leitmetzerin). Foto: Martin Sigmund

in einem Vorspiel über den Wolken am Schminktisch ihren Spiegel zerschlägt, macht Herheim zum Thema. Er kleidet die Handlung auch ein in griechische Mythologie: die von Christiane Iven differen-

Jede Aktion ist absolut durchdacht

ziert, weich gesungene Feldmarschallin als Europa, der von Lars Woldt rechtschaffen polternd, aber weniger kantabel gesungene Ochs als kastrierter Jupiter.

Diese Inszenierung gibt derart viel zu denken auf wie der ganze Stuttgarter Premierenreigen der vergangenen Saison zusammen nicht. Da kommt's zwar zuweilen dicke, jongliert Herheim geradezu mit Me-

taebenen, auch lässt sich über Ästhetik und Interpretation gewiss streiten. Doch der Norweger erzählt nicht nur einen mittleren Roman auf der Opernbühne, jede Aktion, jedes Bild ist absolut durchdacht.

Und am besten: Alles ist aus der Partitur und dem Libretto Hugo von Hofmannsthal herausgelesen, alles ist musikalisch begründet. Die orgiastischen Szenen im 2. und 3. Akt, das geile Treiben der Lerchenausischen, dann der Verwechslungs- und Masken-Spuk, mit dem Ochs zur Strecke gebracht wird: Herheim und auch Manfred Honeck am Pult des ausgezeichneten Staatsorchesters treiben's auf die Spitze.

Schließlich erlitt ja auch Strauss, der seinen „Rosenkavalier“ als „Komödie für Musik“ komponierte, Rückfälle zu heftigsten „Elektra“-Klängen. Wunderbar aber, wie Herheim innehält für die verklären-

den Momente, wie er das an sich Gefühligkeits kitschig verstärkt und damit eliminiert – und so, geradezu dialektisch, unerhört spannend macht. Um reine Kulinarik geht's an in diesem Abend jedenfalls nicht. Solchen Luxus bieten Mojca Erdmann als anrührende Sophie und Marina Prudenskaja (mit prächtig flutendem Mezzo) als Octavian auch nicht, aber doch Strauss-Gesang auf beachtlichem Niveau.

Und Manfred Honeck dirigiert souverän für alle Fälle, er packt an, kann bei Bedarf ebenso lärmern wie kammermusikalisch gestalten; der Walzer hat immer auch etwas totentänzerischer Brutales. Doch spielt das Staatsorchester stets transparent, mit Esprit. Eine starke Stuttgarter Opernpremiere, heftig bejubelt.

■ Nächste Aufführungen: 5., 11., 15. November; 13., 23., 27. Dezember. Karten: Telefon 0711/20 20 90.

Schillers „Glocke“ als fetzige Rockoper

Marbach. Einen so fetzigen Schiller gab es wohl noch nie. Im „Lied von Schillers Glocke“, einer zeitgenössischen Inszenierung des Gedichts als Rockoper, tummelten sich neben klassischen Musikern, Sängern und Theaterschauspielern auch gestandene Deutschrocker wie Wolf Maahn auf der Bühne einer ausverkauften Marbacher Stadthalle und zeigten, dass E-Gitarre und Synthesizer dem über 200 Jahre alten Gedicht vorzüglich stehen.

Schon der Handlungsrahmen der 200 000 Euro teuren Produktion lässt erkennen, dass dem Zuschauer mit dem „Lied von Schillers Glocke“ weitaus mehr geboten wird als eine dröge Rekapitulation von Kreuz- und Paralleltreuen. Festgemauert in der Erde blieb hier nur die namensgebende Glocke aus Schillers Gedicht, alles andere ist neu, frech – eben revolutionär.

Im Jahre 1799 einer Märchenzeitrechnung entbrennt ein heftiger Streit zwischen zwei im Grunde genommen gleichgesinnten Parteien. Schiller und seine Dichterinnen stehen dem feindseligen Glockengießer und seinen Gesellen im Kampf um eine verheißungsvolle Glocke gegenüber, die eine neue Zeit einläuten soll. Jede Seite hegt eine ganz eigene, utopische Vision von Freiheit. Entschieden wird das Duell mit Worten, Reimen und viel Musik.

Der wilde Wechsel von Rock- und Metal-Kompositionen mit sanft-melancholischen Einlagen klassischer Musik oder gar schwungvollen Hip-Hop-Rhythmen gelang dabei vollkommen. Die Experimentierfreude der Komponisten Alexander Mahr und Oliver Heise machte aus dem epochalen Werk von knapp dreistündiger Laufzeit einen kurzweiligen Flickenteppich, in dem alles ineinander passte.

Wolf Maahn gab einen Schiller, wie man ihn sich nur wünschen kann: Als eigensinniger, leidenschaftlicher Stürmer und Dränger überwachete er den Guss der Glocke. Beinahe in den Schatten gestellt wurde er jedoch von Alge von Jeinsen in der Rolle des Glockengießermeisters. fs

„Beutekunst“ nach Stuttgart zurück

Stuttgart. Das „Augsburger Geschlechterbuch“ kehrt nach Beilegung eines Rechtsstreits aus den USA an die Stuttgarter Staatsgalerie zurück und soll schon in wenigen Monaten ausgestellt werden. Die Entscheidung eines New Yorker Bundesgerichts, dass die wertvolle Mappe dem Land Baden-Württemberg gehört, sei nun rechtskräftig, teilte Kunstminister Peter Frankenberg gestern in Stuttgart mit. Der Band mit Zeichnungen und Radierungen aus dem 16. Jahrhundert verfüge „über einen kulturhistorisch unschätzbaren Wert“.

Das „Augsburger Geschlechterbuch“ gehörte zu Beständen der Staatsgalerie Stuttgart, die während des Zweiten Weltkriegs nach Schloss Waldenburg/Hohenlohe ausgelagert wurden. Vermutlich wurde es von einem amerikanischen Soldaten gestohlen und gelangte als „Beutekunst“ in die Vereinigten Staaten. ddp

Wagners „Ring“ in Heilbronn

Gemeinschaftsprojekt mit Halle und Ludwigshafen

Heilbronn. Das Heilbronner Theater bringt mit Gastspielen erstmals den gesamten Zyklus „Der Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner auf die Bühne. Möglich sei dies dank eines großen Musiktheater-Projekts mit den Bühnen in Halle an der Saale und Ludwigshafen, teilte die Bühne gestern mit. Das Theater

Heilbronn zeigt demnach im Jahr 2011 den ersten Teil der Opern-Tetralogie, den Vorabend „Rheingold“. Bis 2013 folgen die Teile „Walküre“, „Siegfried“ und „Götterdämmerung“. Regie und Ausstattung übernimmt der Intendant des Theaters im Pfalzbau Ludwigshafen, Hansgünther Heyme. ddp

Beuys-Schau wirft ihre Schatten voraus

Kunstsammlung NRW bespielt das Gebäude der Galerie Schmela

Düsseldorf. Die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen bekommt in Düsseldorf ein „drittes Standbein“: Das ehemalige Gebäude der legendären Kunstgalerie Schmela im Stadtzentrum wird ab 12. November zum Schauplatz einer Vortrags- und Diskussionsreihe „Beuys ausstellen?“. Mit dem Gesprächszyklus

soll die große Beuys-Ausstellung „Parallelprozesse“ vorbereitet werden, die die Landesgalerie ab September 2010 zeigen wird. Dies kündigte gestern die neue Direktorin der Kunstsammlung NRW, Marion Ackermann, an.

Als alleiniger Sponsor werde die Düsseldorfer Bank HSBC Trinkaus

mit einem „nennenswerten“ Beitrag zum Zwei-Millionen-Etat der Beuys-Schau beitragen, erklärten Banksprecher. Die ungenannte Summe sei die bisher größte Förderung einer Einzelausstellung in der fast 50-jährigen Geschichte der NRW-Kunstsammlung, berichtete Ackermann. dpa

Schrott und die Welt

Der Künstler Anselm Reyle hat die Tübinger Kunsthalle in eine psychedelische Grotte verwandelt

So hat man die Kunsthalle noch nie erlebt: Als Gesamtkunstwerk, das der hoch gehandelte Anselm Reyle seiner Geburtsstadt Tübingen geschenkt hat.

WILHELM TRIEBOLD

Tübingen. Da muss selbst Götz Adriani etwas schlucken, der in den Siebzigern in der neuen Kunsthalle reihenweise die damals noch durchzusetzenden Jungspunde des Kunstbetriebs wie Sigmar Polke oder Richard Serra herausgebracht hat. Eine Umdrehung weiter erobert nun eine andere, unverkrampft ihr Anything goes verkündende Späsgeneration die Museumssäle. In Tübingen war dies gerade der israelisch-dänische Tausendssassa Tal R. Doch sein Nachfolger Anselm Reyle übertrifft ihn noch um Längen.

Die Moderne interessiert Reyle allenfalls wie „die Specksteinskulpturen im Regal einer Mutter oder die Silberfolie in einem Schaufenster“, verkündet frohgemut der 39-jährige Jungprofessor an der Hamburger Kunsthochschule. Auch mit dem Begriff Postmoderne will er nicht so recht viel anfangen. Tatsächlich aber verquirlt Reyle virtuos (und auf dem Kunstmarkt äußerst einträglich) allerlei Stile und Anti-Stile, und dabei die jüngere Tradition gleich mit. Ein wilder Mix, in den Fundstücken des Elektroschrotts ebensoviele einfließen wie sonstige Flohmarkt-Trouvaillen, scheinbar zufällig recycelte Hinterlassenschaften ebenso wie Abfallreste der Trivialästhetik.

In Berlin hat Reyle sein illustres Kunstdekor zu einem erfolgreich operierenden Kleinunternehmen mit nicht wenigen Angestellten aus-



Der Künstler Anselm Reyle vor seiner Tübinger Installation. Foto: Ulrich Metz

gebaut. In Tübingen, wo er bis zum sechsten Lebensjahr aufgewachsen ist, modelt er im generösen Überschwang gleich die gesamte Kunsthalle um. Wie ein vorweihnächti-

cher Schaufenster-Dekorateur schlägt er die sonst so nüchternen Räume mit schwarz geraffter Folie aus, verwandelt sie in eine Art Geisterbahn, aus der unterschiedliche

Exponate hervortreten – der mächtige Heuwagen in lichtvollem Neonpink oder ein in sattem Weiß auf die Leinwand gekämmter Gruß ans Informel; eine raffiniert spiegelnde Sinnestäuschung aus Glitzerfolie oder ein imposantes goldenes Grabkreuz auf Marmor, das Christensymbolik, Kitsch und Heavy Metal verbindet, wie es Reyle vorschwebt.

Der Titel der Ausstellung, „Acid Mothers Temple“, ist von einer japanischen Psychedelic-Band abgekupfert, und tatsächlich möchte Anselm Reyle gerne zu einem (bewusstseinsweiternden?) Trip durch seine Kunst anstiften. Dazu allerdings, bei allem Respekt, sind die Dosis und der Rauschfaktor doch eine Spur zu gering.

Info

Bis 10. Januar 2010, täglich außer Montag 11-18 Uhr, Dienstag bis 19 Uhr.

KULTURTIPP

Fünf Tage Jazz und mehr

Große Musiker aus dem Jazz und aus verwandten Genres treffen sich vom 4. bis 8. November wieder auf dem **Aalener Jazzfest** mit Gästen aus der ganzen Republik. Auch dieses Jahr glänzt das Programm durch Weltoffenheit und satte Grooves, bekannte Namen und spannende Nachwuchskünstler. Abdullah Ibrahim, Bugge Wesseltoft, Curtis Stigers, Marcus Miller, Tower of Power, Don Grusin, Lee Ritenour, Peter Fessler, das sind einige der Teilnehmer des musikalischen Gipfels.

Neben dem kontrastreichen Programm ist es vor allem die Nähe zu den Musikern, die seit den Anfängen den persönlichen Charme des Aalener Jazzfests ausmacht. Die komplette Programmübersicht, weitere Infos und Tickets gibt es unter: www.aalener-jazzfest.de oder beim Festivalbüro: 07361-555 160.